

Zwölfter Brief.

Vastey. Ungesunde Luft in Wien. Anzug der Damen. Eßkunde. Vorurtheil der Fremden gegen Wien in Absicht des Essens. Tafeln. Tagesordnung der Wiener. Kaffeh. Sahne. Mittags — Abendtafeln. Wunsch einer Reform. Verkehrte Lebensordnung der großen Welt.

Februar 1801.

Das Wetter ist mild, aber noch immer sehr naß, wie den ganzen Winter hindurch; doch haben wir schon ein paar schöne Tage gehabt, an denen die Wienerwelt dem lockenden Sonnenstrahl nicht zu widerstehn vermochte, und sich schon in ziemlich großer Anzahl auf die Vastey wagte, um des ersten Wehens lauerer Lüfte zu genießen. Wien selbst, die Festung ist klein im Vergleich mit andern Hauptstädten, aber außerordentlich bewohnt, die

Straßen sind eng, größtentheils schmutzig. die Plätze, den Hof und Hohenmarkt etwa ausgenommen, wenig breiter und geräumiger als manche Straßen in andern Städten, oder selbst in den hiesigen Vorstädten. Die seltenen Gärtchen, die vor funfzehn oder zwanzig Jahren bey einigen Pallästen und Klöstern standen, und eine gesunde Luft ausathmeten, sind bis auf ein Paar, alle zu himmelhohen Häusern von vier bis fünf Stockwerken verbaut. Wenn irgendwo ein altes Haus, das nur zwey oder drey Geschosse hat, niedgerissen wird, so setzt der neue Erbauer eines von noch einmahl so viel auf den Platz. Jeder Winkel ist kostbar, jedes Stübchen wird mit Nutzen und sehr theuer vermietet, folglich sucht der Bauherr aus seinem Raume so viel Vortheil als möglich zu ziehen; keine lustigen geräumigen Höfe, keine hohen freyen Zimmer, keine Vorplätze oder Vorhäuser, keine offenen Gallerien, nur Zimmer an Zimmer, so klein, so niedrig, so voll Fenster und Thüren als man kann, jeder Winkel verbaut, jeder Platz verwendet. So sind die meisten neuen Häuser in Wien, und in diesen der Luft und Sonne verschlossenen Gemächern, in diesen zum Himmel emporragenden Thürren, in diesen dumpfen finstern Gassen ist eine ungeheure Menge Men-

schen übereinander gehäuft. Hier athmen so viele tausend menschliche Körper, so viele tausend Pferde und Hunde ihre Ausdünstungen in die sparsam zugemessene Luft. Hier steigt der Dampf von so viel Ställen, Ausgüssen, der Rauch von so vielen Essen, so vielen Feuerstätten, der Geruch stark duftender Waaren der Specerey- und anderer Kaufleute, der verpestende Gestank aller Unreinlichkeiten auf den Straßen und in den Thorwegen beständig empor und schwängert die Luft, die, wenn sie nicht wie jetzt voll Nebel und Feuchtigkeit ist, beständig von einer Staubwolke verfinstert wird, mit mephitischen Theilen. Ist es nun wohl nicht sehr natürlich, daß, was auch manche Ärzte von der Schädlichkeit der feuchten Witterung, von den Erddämpfen, die um diese Jahreszeit emporsteigen, sagen mögen, Jedermann, dessen Geschäfte und Umstände es gestatten, so bald nur ein Sonnenstrahl durch die erheiterte Luft blickt, sogleich dem einzigen nahen Orte, wo es möglich ist, eine etwas reinere Atmosphäre zu athmen, der Bastey zuweilt. Diese Bastey ist nichts anders als ein ungleich breiter Weg auf den Festungswerken um die Stadt, wo man aber eine größten Theils sehr angenehme Aussicht auf die Vorstädte, manche ihrer schönen Palläste, Kir-

chen und Gärten, auf das Gebirg, auf die majestätische Donau und ihre Inseln und Auen hat. So nach zwölf Uhr ungefähr eilt die schöne Welt, welche keine Equipage hat, oder sie gerade diesen Tag nicht brauchen will, (denn wer fahren kann und mag, besucht den Prater) auf den verschiedenen Aufgängen der Bastey zu. Der besuchteste, galanteste Theil derselben, obgleich bey weitem nicht der, der die beste Aussicht hat (doch was kümmert den Städter eine Naturschönheit) ist von dem sogenannten Paradies oder Kaisergärtchen, das längs dem Wall hinabläuft, und nebst einer wohl getroffenen Statue equestre des verstorbenen Kaisers Franz des I. noch ein sehr hübsches Gloriett hat, bis unterhalb des Palastes des weil. Grafen v. Pellegrini, der auch ein artiges Gärtchen am Hause hat, und ein noch artigeres über der Straße mitten zwischen den Festungsmauern hatte, das aber leider dem schrecklichen Projecte, die Stadt zu vertheidigen, aufgeopfert wurde. Hier geht nun die elegante Welt ungefähr eine Stunde lang unermüdet auf und ab, ohne sich auch nur um fünfzig Schritte oben oder unten über den Zauberkreis, worein Neugier und Eitelkeit sie bannen, hinaus zu wagen, über den Paradeplatz, der gerade gegenüber der kais. Burg, dann längs dem Naturalienkabinette

und der Bibliothek, neben dem Pallast des Herzogs Albert von Sachsen hinab vor das Kärntnerthortheater, das Kärntnerthor und noch einige Privathäuser vorbey, über den kleinen Hügel neben dem Pellegrinischen Pallaste, wieder bey einigen Privathäusern und dem Arsenale vorbey, bis zu dem Hause des Feldmarschalls Lascy zu einem Schranken, der quer über den Weg geht, ohne ihn jedoch zu sperren. Hier kehren sie um, und gehn wieder bis ans Paradiesgärtchen und so immerfort. Auf dem Paradeplatz ist seit drey Jahren ungefähr durch die gütigen Anstalten des kaiserl. Hofes ein kleines Gloriett gebaut, und eine Menge Bäume mit artigen Bänken dazwischen gesetzt worden, die dem Theil der Wiener, welche den Sommer über nicht in Gärten wohnen, und entweder keine Equipage oder keine Zeit haben, täglich weite Spaziergänge vor die Stadt oder die Linien zu machen, zur einzigen Abendpromenade oder Erquickung dienen. Da aber diese Unterhaltung eigentlich nur für die Sommermonate gehört, so behalte ich mir vor, seiner Zeit davon zu reden. Für jetzt dienen diese Bäume ohne Laub, und dieses Gloriett ohne Befronnen und kühlenden Getränken, diese Bänke ohne Leute, die sich darauf setzen, bloß zu einer angenehmen Erinnerung auf vergangne

und künftige Freuden. Die Freuden der Ba-
 stey im Februar und März und in den bey-
 den Herbstmonaten, die ihnen an Tempera-
 tur entsprechen, bestehen bloß im Spazieren-
 gehn auf dem sonnigen Wall, im Sehen
 und Gesehenwerden. Hier kann man die
 neuesten Moden an unsern Incroyables und
 Elegans sehen; jene in dünnen durchsichti-
 gen Gewändern, wovon es wirklich unglaub-
 lich ist, wie man sie in dieser Jahreszeit ohne
 augenscheinliche Gefahr für seine Gesundheit
 tragen kann, die ein rauher Februar = Zephyr
 noch ziemlich unbarmherzig durchbläst, mit
 unverhüllter Brust und nackten Armen, die
 der offene kurze knappe Spencer nur pro
 forma vor der Kälte schützt; diese, näm-
 lich die Elegans mit weiten hängenden Röcken,
 Titusköpfen, großen goldenen Ohrringen,
 haushenden Halstüchern, kleinen Hüthen,
 Halbiefeln, u. s. w. Nur selten sieht man
 eine Pelzvalatine, einen Pelz, einen mit
 Rauchwerk verbrämten Nelson, (oder wie
 die Dinger heißen; denn unsre Damen tra-
 gen bald das ganze englische Oberhaus am
 Leibe.) Es ist Mode nicht zu frieren, es ist
 Mode unter dem acht und vierzigsten Grade
 nördlicher Breite so gekleidet zu gehen, wie
 unterm dreyßigsten, und mit deutschen Kör-
 per in deutscher Atmosphäre Griechinnen seyn

zu wollen. Nun bey Manchen, wo Jugend und Schönheit oder wenigstens ein regelmässiger Wuchs und ein geschmackvoller Anzug die Täuschung befördern, geht es noch an, die guten Kinder mögen sehen wie sie sich mit ihrer Gesundheit abfinden, aber es giebt Griechinnen, o lieber Wilhelm! Griechinnen, mit knappen durchsichtigen Gewändern, mit hochgeschürzten Röcken u. s. w., deren Wuchs, Gesichtsfarbe und ganze Haltung wahrhaft für Lappländerinnen nicht zu schön wären. Wie das griechische Costume solche Gestalten verhäßlicht, kann ich Dir gar nicht sagen. Warum sind diese Stieffinder der Natur nicht bey ihrem gothischen Anzug geblieben, oder warum erlaubt ihnen der Despotismus der Mode nicht dabey zu bleiben? Doch nein, die Göttin ist nicht so strenge; in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Formen, in der ewig flutenden Abwechslung ihrer Schöpfungen sände gewiß jedes Alter, jede Gestalt einige, ja viele Ideen und Erfindungen, die es wohl kleiden, ja vielleicht verschönern würden! aber das ist eben das Unglück, daß jene Stieffinder der Natur meistens nicht allein an körperlicher Schönheit, sondern auch an Sinn fürs Schöne verwahrloset sind, daß sie die Absicht der vielgestaltigen Göttin ganz verkennen, welche jetzt mehr

als je, Allen Alles zu seyn strebt, — daß sie jede ihrer Erfindungen mit knechtischer Angstlichkeit nachahmen, und ohne Rücksicht auf ihre Gestalt Alles tragen, sich mit Allem behängen, was nur immer aus der Phantasie der Priesterinnen jener Göttinn, der launischen, erfindungsreichen, capriciösen Marchandes de Modes kömmt. Du lächelst, daß Du mich die Apologie der Mode machen, und eine Göttinn, über deren Tyranney der Erdkreis seufzt, als gütig oder wenigstens gefällig preisen hörst. Aber sey unpartheyisch — lieber Wilhelm! komm mit mir auf die Bastey, sieh hier in den ersten Strahlen der jungen Frühlingssonne die reizenden Gestalten in ihren weißen griechischen Kleidern, die sich wie die hochgepriesenen nassen Gewänder an den Bildsäulen um die schlanken Glieder schmiegen, dahinschweben, einen feinen Schleier phantastisch durch das aufgebundene Haar geschlungen, daß ein Zipfel wie entschlüpft auf eine Schulter herabfällt, oder mit den knappen Spencern, deren dunkle Farbe den weißen halbentbloßten Busen blendend erhöht, mit einem Sammetkäppchen, das nur auf einer Seite mit einer vorspringenden Spitze die Stirne halb beschattet, und auf der andern die üppige Fülle der Locken zeigt, zwar alle bekleidet, aber alle so, daß

Die eine Hälfte, die man nicht verstecket,
 Mehr als das Ganze ist:
 Sieh das Alles, und

dann gehe hin und schreye Zeter über die
 Mode, die deinen Augen diesen Genuß ge-
 währt. Ob die Damen recht daran thun un-
 fern Augen diesen Genuß zu gestatten, ob sie nicht
 weit besser, oder wenigstens klüger handelten,
 nicht alle ihre Reize so bloß zu stellen — das ge-
 hört auf ein anderes Blatt — und ich sage nichts
 davon, wie ich wünschte, daß mein Mädchen
 oder mein Weib sich kleidete. Indes auch
 dafür hat die Alles umfassende Göttinn ge-
 sorgt, sie hat in ihren Borrathskammern sehr
 niedliche, reizende und äußerst züchtige An-
 züge für Weiber und Mädchen, die gern
 sitzsam und doch modern gekleidet seyn wol-
 len, sie hat Anzüge für das mittlere Alter,
 sie hat wohlthätige Verbüllungen für kör-
 perliche Fehler, sie hat Schaals, lange Schley-
 er, grosse Hüthe, modeste Häubchen, Schür-
 zen, hoch am Hals schließende Kleider, kurz
 sie hat Alles für Alle; kann sie dafür, wenn
 Eitelkeit, Frechheit, Geschmacklosigkeit im-
 merwährende Mißgriffe thun? wenn die Lapp-
 länderinn den Anzug der Griechin nimmt,
 das kleine niedliche Figürchen ihr Duodez-
 Gesichtchen unter einem Helm verbirgt, und
 die Damengestalt ein Caprice-Calossade

Häubchen auf ein Ohr setzt? Wirklich das ist nicht die Schuld der Göttinn.

Doch indem wir so schwazen, und die Spazierengehenden Revue passiren lassen, fangen die Uhren der Stadt nach einander an, ein viertel über eins und halb zwey zu schlagen. Es ist bald Essenszeit, denn noch wird in den meisten Häusern des wohlhabenden Mittelstandes in Wien um zwey Uhr gespeiset, früher ist der gemeine Mann, oder wen besondere Verhältnisse dazu bewegen, später, so um drey oder halb vier Uhr die gar elegante Welt und der hohe Adel. Da wir nun weder zu diesem noch zu jener gehören, so ist es Zeit die Bastey zu verlassen, und uns an den Ort zu verfügen, wo wir etwa heut gebethen sind, was denn bey der Gastfreyheit der Wiener und ihrer zuvorkommenden Gefälligkeit gegen uns Fremde, fast täglich irgendwo bey einem unserer Bekannten geschieht. Schon steigt — wie Thümmel sagt — der Duft von allen den Hekatomben, die jetzt dem Cornus geopfert werden, balsamisch aus den Fenstern der Herrschaftsküchen, vor die wir vorbegeh'n in der Luft, und erregt in unserm mitfühhlenden Magen eine sympathetische Bewegung. Wir gehen über den besuchtesten Weg, nämlich über die kleine grüne Brücke, die Kaiser Joseph

zur Bequemlichkeit der Spazierenden machen ließ, gegen die Burg hinab, über den Burgplatz (den Hof des Kaiserl. Pallastes) und über den Kohlmarkt. Kaum sind wir einige Häuser weit gegangen, so kommt uns der Geruch von frischgebackenen Pastetten und allerhand anderem theils süßen, theils mit Fleisch gefülltem Naschwerk lieblich entgegen, und lockt uns mit unwiderstehlichem Zauber in das Gewölbe des Pastettenbeckers, wo wir die aufgeregte Eglust mit flüchtigen Naschereyen stillen, und nun durch die Straßen, die allgemach leerer und stiller zu werden beginnen, unsern Bestimmungsort zuilen. Man empfängt uns herzlich und gastfreundlich — der Bediente meldet, daß die Speisen aufgetragen sind — die Gesellschaft erhebt sich, jeder Mann biethet einer Dame die Hand, und so rauscht man ins Eßzimmer, wo oft auf Silber — meistens aber auf dem sehr schönen geschmackvollen Porzellan der hiesigen Fabrike ein niedliches und fast immer mäßiges Diner zierlich und einladend servirt ist.

Es ist ein altes Vorurtheil, daß in Oesterreich und besonders in Wien so unmenschlich stark gegessen werde, und der Ausländer, besonders der nüchterne Sachse, oder der Italiener stellt sich Wien als ein wahres

Paese di Coccagna vor, aber mit Unrecht. Vor Zeiten mochte diese Vorstellung gegründet gewesen seyn, denn ich versichere Dich, daß ich mit Staunen die Erzählungen von den Tafeln, Tausen (Gouter, ein besonders Provinzialwort der Oesterreicher) und Bescheidessen, die jeder Gast, nachdem er so viel gegessen hatte als er vermochte, noch mit nach Hause nahm, anhörte — aber das war vor Zeiten — und mag vielleicht noch hier und da auf dem Lande, in kleinen Städten und in Wien bey jenen Bürgern, die in ihrer Lebensart und allen ihren häuslichen Einrichtungen noch die Sitten ihrer Väter bewahren und befolgen, statt haben. Aber hierin hat Wien nichts besonderes, und die deutschen Reichsstädte und viele andre Orte in Deutschland, wo Wohlhabenheit und alte Sitten herrschen, biethen in dieser Rücksicht dasselbe Gemälde dar. Was nur immer einigen Anspruch auf Bildung macht, was auch nur ferne mit der großen Welt zusammenhängt, ist in der Regel mäßig; aber wer es kann — und in Wien und Oesterreich können es sehr viele — auch sehr lecker. Man sieht jetzt keine Tafeln mehr, die sich unter der Last der Schüsseln beugen, wo alle möglichen Fleischspeisen und Braten, die der Meyerhof, die Wildbahn, und der Metzger

liefern, die Gäfte schon durch die Augen
 sättigen, keine ungeheuren Pastetten, über-
 haupt keine großen Schüsseln, und vor allem
 keine solchen Gallerien von Weinflaschen und
 Kühleffeln mehr vor jedem Gaste. Ein
 elegantes Plateau, ein Meisterwerk des Con-
 ditors oder Glasspinners, schöne porzellanene
 Figuren, Vasen, und wenn es die Jahreszeit
 erlaubet, auch frische Blumen zieren die Ta-
 fel, ergöhen das Auge, gewähren zugleich
 ästhetischen Genuß, und vereinigen so die
 feineren sinnlichen und geistigen Vergnügung-
 en mit den niedrigeren der Stillung eines
 thierischen Bedürfnisses. Mehl - Pflanzen -
 Milch - und Fischspeisen wechseln auf jeder
 wohlgeordneten Tafel mit dem Fleisch ab,
 die Schüsseln sind klein, aber mannigfaltig,
 und die Vereiniung der seltensten, leckersten
 und verschiedensten Arten von Gerichten,
 macht eine solche Tafel vielleicht kostbarer und
 auch der Gesundheit nachtheiliger, als die
 ehemaligen derben einfachen Gelage unse-
 rer Voraltern, aber es ist gewiß, daß sie
 viel mehr feinen Genuß gewähren, den
 Geist lange nicht so sehr abstumpfen, und ihm
 mehr Reizbarkeit und Regsamkeit für die
 höheren Freuden der Tafel, das erheiternde
 Gespräch und den fröhlichen Scherz lassen.
 Dieß alles gilt indessen nur von den Tischen

der Großen und Reichen, und ihren eigentlichen geladenen Tafeln; gewöhnlich haben sie selbst nicht mehr als sechs oder sieben Schüsseln, und in den Häusern des wohlhabenden Mittelstandes, bey Beamten, u. s. w. vier oder fünf. Wein wird im Ganzen sehr wenig getrunken, obwohl einige Gattungen des hiesigen Gebirgsweines, Rußberger, und Klosterneuburger den mindern Sorten des Rheinweins ziemlich gleichkommen, und das nahe Ungarn eine unendliche Menge der verschiedensten und besten Weine liefert. Du siehst also wohl aus allem, was ich Dir hier sage, daß der Vorwurf der Unmäßigkeit und Böllerey die Wiener jetzt nicht mehr mit Recht trifft. Wenn aber die Fremden unter ihrem Paese di coccagna ein Land verstehn, wo man im Verhältniß mit andern Ländern vorzüglich gut und äußerst wohlfeil essen kann, so haben sie Oesterreich richtig bezeichnet. Nicht allein sind die Lebensmittel überhaupt, und selbst die gesuchteren, köstlicheren, verhältnißmäßig gegen andere Hauptstädte um sehr niedrige Preise zu haben, sondern es gibt öffentliche Sarküchen und Speisehäuser, wo die Person um zwölf Kreuzer ja um acht Kreuzer täglich drey wohlzugerichtete, nahrhafte, aber freylich sehr einfache gemeine Gerichte essen, und vollkommen satt werden kann.

Da wir ohnedieß bey dem Essen der Wiener sind, so will ich das Gemälde vollständig machen, und Dir die hiesige Tagesordnung in Rücksicht auf den Magen schildern. Zwischen acht und zehn Uhr ist die gewöhnliche Frühstückzeit der Mittelklasse und auch derjenigen Familien vom höheren Adel, die häuslich und ordentlich leben; früher frühstückt der arbeitsame Bürger, der ärmere Beamte, kurz alle die, bey denen es ihrer Geschäfte oder körperlichen Umstände wegen zeitlich Tag wird, später als zehn Uhr nur, die ganz vorzüglich zu der Quintessenz der galanten Welt gehören wollen, und nie vor zwey oder drey Uhr Nachts zu Bette gehen. Das Frühstück besteht, man kann sagen, allgemein in Kaffeh, dessen Gebrauch so gemein und häufig ist, daß vielleicht kein Hockersweib in Wien ist, das nicht des Morgens seine Schale Kaffeh, sollte sie auch zur Hälfte mit gebrennten gelben Rüben oder Cychorien gemischt seyn, (zwey Surrogate, welche die Theurung jenes Artikels nothwendig macht) mit oder ohne Sahne trünke. Die Sahne (hier mit einem sehr passenden Provinzialausdruck Obers genannt) ist aber meistens ein elendes Gemisch von Milch, Butter und Mehl, das dennoch theuer genug verkauft wird, und bey welchem das eigent-

liche echte Obers, das Obere der aufgeworfenen Milch nicht den dritten Theil ausmacht. Man mischt es mit Wasser, um aus einem Topfe drey machen zu können, man rührt feines Mehl darunter, um ihm die scheinbare Dicke echter Sahne zu geben, und man legt endlich ein kleines Stückchen Butter daran, um die sogenannten Zinken oder oben schwimmenden Tröpfchen Fett, welche eine gute Sahne von selbst erzeugen soll, hervorzubringen. So ist das Getränk beschaffen, womit der reiche leckere Wiener trotz seines Geldes und seiner Leckerhaftigkeit im Durchschnitt vorlieb nehmen muß, und das er noch überdies um acht ja um zwölf und sechzehn Groschen die Maas bezahlt.

Zwischen halb zwey bis drey Uhr, ist es in den Häusern, von denen ich rede, an der Zeit zur Tafel zu gehn, die gemeiniglich nicht viel über eine oder anderthalbe Stunden dauert. Um halb sieben oder sieben Uhr geht man aus in Gesellschaften oder ins Theater, oder erwartet Besuch zu Hause, wo denn obermals so um sieben oder halb acht Uhr Kaffee getrunken, und hier oder dort nach der Jahreszeit Obst, Milch, Früchte, leichtes Backwerk oder auch wohl kalte Küche servirt wird. Um zehn Uhr geht man auseinander, und soupirt, wenn man allein ist, sehr mäßig, wenn man

aber Soupee gibt, ist man mit einer Niedlichkeit und Auswahl, mit einem Frohsinn und Heiterkeit des Geistes, der solchen Soupers einen großen Vorzug vor den Diners gibt. Es ist auch sehr natürlich, daß der Mensch, der nun alle Geschäfte seines Tageswerks vollendet hat, und ohnehin mit seinen Freunden zur Unterhaltung und Aufheiterung versammelt ist, nun mit viel fröhlichem Muth zur Tafel geht, wo er weniger die Stillung eines Bedürfnisses, als den Kitzel seines Gaumens, gesellschaftliche Freude und mannigfachen Genuß erwartet. Dieß ist alles nicht der Fall bey dem Mittagessen. Die Geschäfte sind noch nicht vollendet, der halbe vielleicht der schwerere Theil derselben liegt noch vor uns, und beschäftigt unsern Geist, wir sind hungriger, es ist uns mehr um die Befriedigung der Natur zu thun, und obwohl dieß der eigentliche und einzige Zweck des Essens ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß selbst die Absicht der Natur besser erreicht wird, wenn man von allen Sorgen und Geschäften frey, mit heiterm Geiste nicht bloß sein Bedürfniß stillen, sondern auch das Vergnügen, das jene weise Mutter immer so weise damit verbindet, schmecken, und durch freundschaftliches Gespräch und frohen Scherz, die Nahrung selbst dem Körper wohlthätiger machen

Kann. Freylich wird bey dem Souper durch die zu schnell auß Essen folgende Ruhe jene wohlthätige Absicht wieder gestört, und was man auf einer Seite gewinnt, auf der andern wieder verloren; es wäre daher zu wünschen, daß man eine Reform der Tagesordnung einführte, daß man erst nach Vollendung aller seiner Geschäfte, also gegen Abend, ein frohliches Mahl einnähme, dann sich den Freunden der Gesellschaft überlasse, und wenn man diese eine gehörige Zeit genossen hätte, ohne mehr zu essen, mit unbelästigtem Magen, und heiterm Sinn in den Armen des Schlafes einem frohen kräftigen Morgengefühl entgegenschlummerte. So lebten die Römer, ihre Coenae waren ihre einzige ordentliche Mahlzeit, nach derselben sinnen sie keine Geschäfte mehr an, denn sie wußten, daß ein voller Magen sich nicht gern anstreugt, und wirklich sind diese nachmittägigen Anstrengungen immer minder glücklich und der Gesundheit stets nachtheilig. Sie giengen (in der Regel, denn es gab unter ihnen eben wie bey uns und noch mehr Schwelger und Wollüstlinge) zeitig zu Bette, und wachten mit der Sonne auf. Bis um acht Uhr schlafen war bey ihnen eine unerhörte Faulheit und Schande, doch mag das Klima viel zu dieser kurzen Schlafzeit beygetragen haben, denn noch jetzt schläft der

Italiener sehr wenig. Indessen ist es gewiß, daß die Tagesordnung der Römer der Natur gemäßer und folglich gesünder war, als die unsrige, die den Tag, welcher der Arbeitsamkeit gewidmet seyn sollte, in zwey Hälften zerschneidet, und uns in der zweyten, durch den Genuß des Essens, unfähig zu weitem Geschäften macht. Man wird mir freylich einwenden, daß die Unterbrechung der Anstrengung auch wohlthätig und nothwendig sey, und eine fortgesetzte Arbeit von acht oder neun Stunden in einem fort, Geist und Körper zu sehr angreifen würde. Ich glaube das selbst, und meine Meinung wäre daher um zwölf Uhr, so wie jetzt eine Art von Ruhepunkt in der Arbeit zu machen, durch einen Spaziergang oder einen kleinen Besuch den Geist aufzuheitern, etwas leichte Speise zu sich zu nehmen, und dann wieder unbelästigt und ungehindert seine Arbeit zu vollenden, und mit dem süßen Gefühle des wohlangewandten Tages und des vollbrachten nützlichen Tagewerks die Freuden der Tafel und des Umganges recht ungestört zu genießen.

Die große Welt fängt an sich in einer Rücksicht dieser Ordnung zu nähern, aber leider nur in einer, sie tafeln immer später, aber dadurch gewinnen sie nichts, sie rücken nur ihre Ordnung um einige Stunden weiter

hinaus, als andere ordentliche Menschen thun. Sie stehen um elf Uhr auf, kleiden sich um ein, essen um vier Uhr, bleiben in der Gesellschaft bis um Mitternacht, soupieren um ein Uhr, und schlafen wieder bis an den Mittag. Und warum diese verkehrte Ordnung, warum diese Zerstörung der natürlichen Einrichtung, die den klaren Tag zur Arbeit, und die dunkle Nacht zum Schlafe machte? warum dieß Widerstreben gegen die Gesetze der Natur? weil sie sich nie in schlechterer Gesellschaft befinden, als wenn sie allein sind, weil Arbeit, nützliche Beschäftigung, u. s. w. ihrer verkehrten Natur zuwider ist. Sie schlafen daher, wenn andere Menschen arbeiten, weil sie dann nichts zu thun wissen; sie fangen ihre Unterhaltungen an, wann ordentliche Menschen sie anfangen, um sechs oder sieben Uhr, aber sie verlängern sie bis in die späte Nacht, und suchen sich auf diese Art zu bestäuben, ihre lästige Zeit los zu werden, und in der Widernatürlichkeit dieser Unterhaltung strebt der durch Sinnlichkeit abgestumpfte Geist nach einem neuen künstlichen Reiz, der sie ihm schmackhaft mache, und der tödtlichen Erschlafung und Langeweile wehre, die diese unglücklichen Menschen überall verfolgt, und mitten in ihren sogenannten Parties fines mit bleyernem Szepter drückt.

Ist, dünkte ich aber, könnte mein Brief ein Ende nehmen, sonst käme ich in den Verdacht bey Dir, als ob jene fürchterliche Göttinn, deren Einfluß ich, dem Himmel sey Dank, doch nur sehr selten fühle, mich heute eben gepeinigt hätte, und ich, um mir selbst zu entfliehen, dir die ungeheure Epistel geschrieben hätte. Darum leb wohl, lieber Wilhelm, und laß bald wieder etwas von Dir hören.

N. S. Du erhältst hier eine richtige verläßliche Tabelle, über das Consummo der Lebensmittel in Wien, Die ich mir bloß um Dir einen deutlichen Begriff von dem, was hier gegessen wird, zu geben, zu verschaffen gesucht habe. Ich sehe weiter nichts hinzu, als: Lies und staune!

Consumo = Extrakt

der vom 1ten Novemb. 1799 bis letzten
Oktob. 1800 in die Stadt Wien gebrachten
Consumtibilien.

Horn und junges Vieh.

Schlacht - Ochsen.	58398	Stücke.
Schlacht - Kühe.	2006	—
Grosse Kälber.	3106	—
Dutten = Kälber.	68995	—
Schaafe.	60388	—
Lämmer.	204834	—
Grosse Schweine.	45233	—
Mittlere Schweine.	16115	—
Frischling	31608	—
Spannfärklein	16098	—

Wein und Bier.

Österreichischer Wein.	551177	Ein.	32	M.
Hung. u. Ausl. Wein.	15088	—	37	—
Bier.	386224	—	23	—

Mehl und Gries.

Weisses Mehl.	399727	Cent.	12	Pf.
Schwarzes Mehl.	489655	—	77	—
Gries.	3714	—	65	—

Körner - Früchte.

Hülfsen Früchte.	80125	Mes.
Weizen und Korn.	183572 ₂	—
Gersten.	126188	—
Haber.	1341901 ₂	—

Heu.	18886	Fuhren		
Stroh.	2310054	Schabe.		
Unschlitt.	28847	Cent.	6	Pf.
Brennholz.	283212 ₂	Klafter.		
Steinkohlen.	81142	Cent.	51	Pf.
Torfziegel.	361000	Stück.		
Rohes Fleisch.	932	Cent.	98 ₂	Pf.
Brod.	11067	—	19	—